

Daniela Otto: Vernetzung: Wie Medien unser Bewusstsein verbinden

Würzburg: Königshausen & Neumann 2015 (Film – Medium – Diskurs, Bd.64), 244 S., ISBN 9783826057441, EUR 42,- (Zugl. Dissertation an der LMU München, 2015)

Daniela Otto nimmt in ihrer literaturwissenschaftlichen Dissertation die emotionalen und spirituellen Aspekte des Phänomens Vernetzung in den Blick (vgl. S.8). Ihre Ausgangsthese beruht auf der neurophysiologischen Erkenntnis, dass menschliche Gehirne durch spiegelneuronale Synchronisierungsprozesse eine grundlegende Empathiefähigkeit aufweisen. Hieraus leitet sie in Verbindung mit tiefenpsychologischen Überlegungen (vgl. S.153) ab, dass elektronische Vernetzungsmedien einem anthropologischen Urbedürfnis entgegenkommen. In mediale Netze einzutauchen, lässt sich demnach als regressiver Verschmelzungsakt von beinahe erotischer Qualität verstehen (vgl. S.79), in welchem die ödipale Sehnsucht nach einer ursprünglichen Einheit zwischen Ich und Welt zum Ausdruck kommt. Weil menschliches Vernetzungsstreben sogar in religiösen Entgrenzungsempfindungen liebender Weltverbundenheit gipfeln könne, weise es nicht bloß eine soziale, sondern geradezu eine kosmische Dimension auf (vgl. S.63).

Die alltägliche Erfahrung, sich in andere Menschen hineindenken und -fühlen zu können (vgl. S.51), werde durch elektronische Vernetzungsmedien zur utopischen Sehnsucht nach einer kognitiven und affektiven Totalvereinigung gesteigert. Als Belege hierfür

werden so genannte „Vernetzungsfilme“ (S.31) wie *The Cell* (2000) und *Avatar* (2009) vorgestellt. Deren Plots basieren auf der Fantasie, mittels elektronischer Schnittstellen zwischen menschlichen Gehirnen maximales Intimitätserleben herbeizuführen (vgl. S.12). Insbesondere transhumanistische Konzeptionen entdecken in derartigen Möglichkeiten eine Art mythisches Erlösungsversprechen: Anstelle von Vereinzelung und Einsamkeit soll in nicht allzu ferner Zukunft die technische Verschmelzung von eigenem und fremdem Bewusstsein treten (vgl. S.31). Auch wenn die Autorin solche „Verklärung und Überhöhung“ (S.95) nach eigenem Bekunden ablehnt, erblickt sie in elektronischen Vernetzungsmedien dennoch eine mögliche Quelle neuartiger Transzendenzerfahrungen (vgl. S.77), die ihrer Meinung nach zwar keine paradiesischen Zustände verheißen (vgl. S.110) – sehr wohl aber vertiefte Möglichkeiten, Empathie zu erfahren und auszudrücken (vgl. S.52).

Schon wer „postet oder bloggt, stellt narrative Kontexte und somit empathische Verbindungen her“ (S.113). Auf diese Weise wird heutzutage ein wesentlicher Teil lebensgeschichtlicher Identität in sozialen Netzwerken nicht nur präsentiert, sondern auch konstruiert. Bereits traditionelle Medien stellen „emotionale Dramaturgien“ (S.69) zur

Verfügung, um biografische Erfahrungen vor dem Hintergrund fiktionaler und nichtfiktionaler Erzählungen zu interpretieren. In Weiterführung dessen könne das Internet als „unabschließbare [...] Erzählung“ (S.113) verstanden werden, innerhalb derer sich die eigene Geschichte in Verbindung zu den Geschichten anderer verorten lasse. Jeder Facebook-Post sei „ein narratives Statement“ (S.120), das Empathie erzeuge, Anerkennung verschaffe und auf diese Weise dem eigenen Leben (mehr) Bedeutung verleihe.

In diesem Zusammenhang werden allerdings auch „problematische Züge eines zwanghaften Transparenzwahns“ (S.135) erkennbar. Denn nahezu alles, „was wir begehren, mögen, lieben, verachten, meiden und hassen, wird durch unseren Aufenthalt im Netz ersichtlich“ (S.154). Somit stellt sich – wie anhand der dystopischen Romane *Black Box* (2013) von Jennifer Egan und *The Circle* (2014) von Dave Eggers illustriert wird – die Frage, inwiefern angesichts des Wissens darum, dass Internetkonzerne und Geheimdienste mithilfe ihrer Algorithmen unbewusste Identitätsstrukturen erkennen und speichern sowie für ökonomische oder politische Zwecke nutzen, so etwas wie „authentische[s] Benehmen“ (S.206) in der Netzkultur überhaupt möglich ist.

Auch wenn die Autorin solche Kehrseiten durchaus benennt, hält sie sich mit normativen Urteilkriterien sehr zurück. Im Hinblick auf problematische Massenphänomene wie Shitstorm oder Cybermobbing erscheint ihre

unterschwellige Grundannahme, dass das „narrative Potential zeitgenössischer Vernetzungsmedien“ (S.111) beinahe automatisch „Kulturen der Empathie“ (ebd.) befördere, allzu optimistisch. Nur ansatzweise wird von ihr bedacht, dass echte Interaktion die grundlegende Anerkennung des anderen Menschen in seiner unverrechenbaren Individualität voraussetzt. Angesichts der Faszination für eine Anschlussfähigkeit zwischen dem fundamentalen Empathiebedürfnis des menschlichen Gehirns einerseits und den unendlichen Kommunikationsoptionen sozialer Netzwerke andererseits bekommt der ethische Einwand zu wenig Aufmerksamkeit, dass unauflösliche Abhängigkeit im zwischenmenschlichen Miteinander auch gefährliche Grenzüberschreitungen mit sich bringen kann.

Auch wenn die allzu romantisierende Deutung einer immer selbstverständlicheren Dauervernetzung zu kritisieren ist, handelt es sich um eine überaus kenntnisreiche Arbeit. Aufgrund der eher assoziativen Gedankenführung mit ihren vielfältigen Bezügen zu wissenschaftlichen Theorien unterschiedlicher Fachrichtungen erscheint zwar der methodische Zugang etwas konfus; gleichwohl regt gerade die selbst wiederum netzwerkartige Verknüpfung (vgl. S.5) der theoretischen Überlegungen mit einschlägigen Beispielen aus Literatur, Spielfilm und Fernsehen sowie aus der digitalen Alltagskultur zum kreativen Weiterdenken an.

Lars Klinnert (Bochum)